

(Nachdruck verboten.)

3) Die Sandinger Gemeinde.

Novelle von Henrik Pontoppidan.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.

Nach der Morgenandacht teilte der Pastor das Ereignis Frau Gylling mit, die im Pfarrhose übernachtet hatte, aber jetzt im Laufe des Tages wieder abreisen wollte. Er erzählte ihr von dem armen Kinde, das von ihrer leiblichen Mutter, dieser schändlichen Person, in geistiger Finsternis erhalten würde, weil sie lieber mit ihren Kindern zugrunde gehen, als die Wohlthaten der Gemeinde annehmen wollte.

Die menschenfreundliche Frau war tief erschüttert durch das, was er erzählte, und als er geendet hatte, sagte sie mit einem jener schneidigen Orakelworte, die sie so gut anzuwenden verstand, und die ihren Ruf salomonischer Weisheit begründet hatten:

„Je stärker die Sonne scheint, um so dunkler erscheint der Schatten, lieber Pastor Momme!“

Indessen war die Nachricht von Voels Verschwinden durch das Dorf geeilt und hatte überall die größte Bestürzung und bittere Empörung wachgerufen. Die Leute standen in Gruppen vor den Häusern und erzählten und fabrizierten Gerüchte. Man hielt es schon für eine ausgemachte Tatsache, daß Voel sich ertränkt habe. Es gab sogar Leute, die nicht abgeneigt waren, zu glauben, daß die schwarze Lone selber eine Hand mit im Spiel gehabt habe. So einem Weibe, das weder an Gott noch an den Teufel glauben wolle, sei ja das Aergste zuzutrauen.

Während all dessen trabte Lavs wie eine stumpfsinnige Maschine auf seiner Schiebelehrke hin und her, da draußen zwischen den anderen Eisenbahnarbeitern, und ahnte nichts. An ihn dachte niemand. Er war ja nur ein „blödes Arbeitstier“ und in den Augen der Leute überhaupt nie etwas anderes gewesen als ein Anhängel von Lone. Viele im Dorf kannten ihn überhaupt gar nicht einmal. Weil seine Frau so übel beleumdet war, hatte er sich immer gezwungen gesehen, außerhalb des Kirchspiels Arbeit zu suchen; und daher mußte er des Morgens von Hause gehen, ehe noch jemand im Dorf aufgestanden war; und wenn er am Abend nach Hause kam, war es schon halbwegs dunkel.

Gegen Mittag kam ein reitender Bote aus einem der benachbarten Dörfer nach Sandinge und brachte die Nachricht, daß Voel gefunden und am Leben sei. Ein Bauer hatte sie auf der Landstraße, wo sie ganz erschöpft von Hunger und Ermattung an einem Graben gefessen hatte, auf seinen Wagen genommen. Sie hatte anfänglich nichts sagen wollen, aber endlich hatte sie dann erklärt, woher sie sei, und daß sie in die Stadt gewollt habe, um einen Dienst zu suchen. Sie war jedoch nicht zu bewegen gewesen, wieder nach Sandinge zurückzukehren. Aus Angst vor der Mutter schrie sie auf, sobald nur die Möglichkeit erwähnt wurde; deshalb hatte der Bauer sie vorläufig bei sich aufgenommen.

Ein befreiendes Gott sei Dank entstieg bei dieser Nachricht der bekommenen kleinen Gemeinde, wo außer dem Pfarrer noch so viele andere waren, die Voel ins Herz geschlossen hatten und sie bedauerten. Frauen und Mädchen versammelten sich wieder in Häufen vor den Haustüren, und die Mundwerke gingen, so daß man es über die ganze Straße hören konnte.

Auf niemand aber wirkte die Nachricht erlösender als auf den Freischullehrer Nobelsen. Er hatte seine Angst allerdings sehr schweigsam getragen. Nicht einmal seiner Frau gegenüber hatte er sie verraten, aber sie hatte ihn derartig angegriffen, daß er schließlich das Bett hatte aufsuchen und — wie das überhaupt recht häufig geschah — der Frau überlassen müssen, sich der Schule anzunehmen.

Dieser Mann, dessen Leben jetzt so evangelisch rein und tadellos war, konnte vor sich selber ja nicht verbergen, was er mit so großem Erfolg und dank Lones stolzem Schweigen vor allen anderen, ja sogar vor seiner Frau verborgen hatte, daß nämlich Voel sein Kind war, sein sündiges Fleisch und Blut, die Frucht seiner jugendlichen Verirrungen. Für gewöhnlich bedrückte ihn dieser Gedanke jedoch nicht so sehr. Er hatte

jeinerzeit die Sache mit dem lieben Gott abgemacht, indem er ihn um Verzeihung für seinen Sündenfall gebeten und an sich selbst gefühlt hatte, daß sie ihm gewährt war. Aber bei einer Gelegenheit wie diese regten sich dennoch reuige Gefühle in ihm, und dergleichen fiel ihm immer gleich auf die Verdauung, die überhaupt bei ihm die Dienste eines Gewissens verrichtete. Sobald es in seinem Magen zu rummeln begann, ward er in sich gefehrt und suchte das geheime Kämmerlein auf, das allemal in seinem Bett unter dem dicken Federkissen eingerichtet wurde. Hier schwißte er seine Anfechtungen mit Sülße von Kamillentee und Hafersuppe aus, bis er mit der Wiederauferstehung des Avvetits fühlte, daß die himmlische Gnade wieder über ihm und seinem kleinen Heim leuchtete.

Auch im Pfarrhof erregte die Nachricht von der wiedergefundenen Voel große Freude. Frau Gylling erklärte sofort, daß sie sich des armen Kindes annehmen wolle. Falls eine Möglichkeit vorhanden sei, die Einwilligung der Eltern zu erlangen, wolle sie Voel unter denselben Verhältnissen in ihrem Heim aufnehmen, unter denen sie schon häufig junge Mädchen vom Lande in ihrem Hause gehabt hatte, die ihr von Hochschulfreunden empfohlen waren, oder an denen sie selber Gefallen gefunden hatte. Pastor Momme versprach, eine dahingehende Verhandlung mit der Mutter des Kindes einzuleiten, und da diese noch nichts über dessen Schicksal erfahren hatte, beschloß er, sogleich zu ihr hinauszugehen und ihr die eingetroffene Freudenbotschaft zu überbringen, in der Hoffnung, bei dieser Gelegenheit einen günstigen Augenblick zu finden, in dem er auf ihr Gemüt einwirken konnte.

Wenige Minuten später befand er sich oben am Hause. Die kleinen Kinder lagen wie gewöhnlich draußen und wühlten im Schmutz. Sie waren heute weder gewaschen noch gekämmt, und zu essen hatten sie auch noch nichts bekommen. Stumm, mit großen, vor Hunger glänzenden Augen sahen sie zu dem Pfarrer auf.

Die Tür zu der Stube stand offen. Auch dadrinne sah es schlimm aus. Die Betten waren nicht gemacht, an der Erde lagen abgelegte Lumpen, die zur Bekleidung gedient hatten, und Lone ließ sich nicht blicken. Nur die alte Großmutter war dadrinne. Sie saß halb angezogen am Fenster und bewegte blödsinnig den großen, triefenden, von langen Parthaaren umgebenen Mund, während sie mit großem Eifer Jagd auf allerlei Tierchen unter ihrer wollenen Jacke machte und sich durch das Eintreten des Pfarrers in diesem Sport nicht stören ließ. Zu allem, was er fragte, murmelte sie nur: „Ich bin siebendundsiebzig, Gott helf mir, — siebendundsiebzig.“

Aber jetzt wurden draußen auf der Diele Holzschuhstritte hörbar, und als er sich umwandte, stand Lone in der Tür. Sie war wieder ausgewaschen, um nach ihrem Kinde zu suchen. Ihr geflickter Kleiderrock war ganz durchnäht von den Leichen und Moorlöchern, die sie durchsucht hatte. Und von ihrer Verzweiflung redeten das bleiche, verzerrte Gesicht und die Augen, die vom Weinen rot und angeschwollen waren.

„Ich komme mit einer guten Nachricht zu Dir, Lone. Deine Tochter lebt!“

Und der Pfarrer erzählte ihr, was er von Voels Flucht und ihrem jetzigen Aufenthaltsort wußte.

Lone strich sich mit dem Rücken ihrer groben Faust über die Stirn, als schwindele es ihr einen Augenblick. Dann sah sie auf und wieder nieder, sagte aber nichts.

„Deine Tochter lebt!“ wiederholte Pastor Momme feierlich und beobachtete sie über die Brille hinweg. „Der liebe Gott hat sie von dem Wege der Verirrung zurückgehalten und sie bei guten Menschen in Obhut gegeben.“

Lone räumte einen Stuhl am Tisch ab und bot dem Pfarrer schweigend Platz an.

Pastor Momme setzte sich. Er sah aus wie ein Mann, der einen Beschluß gefaßt hat und sich klar ist über den Weg, den er einschlagen will. Ruhig sah er da, beide Hände auf die Krücke seines Stocæs gestützt, und sah seiner Gewohnheit gemäß mit dem ganzen Gesicht zu ihr auf.

Und er fragte sie, ob Gott doch diesmal nicht zu ihrem Herzen gesprochen habe, daß sie Voel jetzt erlauben würde, das Licht und das Leben zu suchen, nach dem ihre junge Kinderseele so sehnlichst verlangte, und er teilte ihr das An-

erbieten mit, das Frau Gylling gemacht hatte, und hat sie eindringlich, es mit Dank gegen Gott zur Errettung des Kindes anzunehmen.

„Um Voel brauchen Sie nicht besorgt zu sein,“ sagte er. „Sie wird in die liebevollsten, zärtlichsten Hände kommen, zu einer der edelsten Frauen des Landes, die sich ihrer annehmen und sie mit jener aufopfernden Liebe umfassen wird, die sie allezeit für die Kleinen und Bedrückten an den Tag gelegt hat.“

Lone hatte angefangen, die an der Erde liegenden Kleidungsstücke aufzusammeln. Sie sagte noch immer nichts. Es war beinahe, als höre sie gar nicht zu, was der Pfarrer ihr mitteilte. Erst als dieser geradezu eine entscheidende Antwort verlangte, sagte sie, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen:

„Der Herr Pfarrer kann mit der Dirn' machen, was er will.“

Und mit dieser Antwort war Pastor Momme vorläufig zufrieden.

Es stieg abermals ein befreiendes Gottseidant aus dem Kleinen Dorfe auf, als man das Ergebnis der Verhandlungen des Pfarrers erfuhr. Am Abend, als die Glocke in dem alten Kirchturm die Sonne zu Grabe läutete, versammelten sich die Leute wieder vor den Toren und Haustüren, und Voels Name war auf aller Lippen. Sie hatten sie alle noch mehr in ihr Herz eingeschlossen, nach dem, was an diesem Tage geschehen war. Eine Frau sagte, sie fände, Voel sei jetzt gleichsam ein Kind der Gemeinde geworden. Diese Worte hörten andere. Und schließlich wiederholten alle es.

Oben an dem obersten Ende der Straße fing jemand an zu singen. Es waren einige junge Mädchen, die sich zu einer Gruppe auf einer hohen Treppenstufe zusammengefunden hatten. Nach und nach schlossen sich andere ihnen an, bis sich schließlich eine ganze kleine Versammlung bildete. Stark und hell klangen die Töne über das Dorf hin, während sich der Himmel von dem Opferfeuer der Sonne rot färbte:

Klein Gottes Kind, was ficht Dich an?
Wo doch Dein Vater alles kann,
Er ist so gut, er ist so reich,
Kommt nichts doch seiner Allmacht gleich!
O, Gott sei Dank!

— — Den Weg daher kam ein Mann. Er trug die Schaufel auf dem Nacken und ging mit schweren, müden Holzschuhschritten, — in das Dorf hinein und auf der anderen Seite wieder hinaus. Es war Lavs. Einige sahen ihm nach; wenige aber kannten ihn, und noch weniger dachten in diesem Augenblick daran, daß er Voels Vater war.

Mit erhobenen Herzen setzten sie ihren Gesang fort:

Nahrung und Kleidung, Heim und Haus,
Macht sich sein Kind wohl Sorge draus?
Halt nur zu ihm, der droben thront,
Ein Kind wohnt, wo der Vater wohnt.
O, Gott sei Dank!

Dieblich ist seiner Blumen Pracht
Auf oben Felsen sie grünt und lacht,
Sie spinnen nicht, sie säen nicht,
Doch ist das Kleid seiner Prinzessin so licht,
O, Gott sei Dank!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die hygienische Bedeutung der Waldluft.

Die am weitesten bekannt gewordene günstige Wirkung des Waldes ist die allgemeine Eigenschaft der Pflanzen, Kohlenäure zu konsumieren und Sauerstoff zu produzieren. Ausschließlich die Pflanzen haben von allen organischen Wesen die Fähigkeit, in den chlorophyllhaltigen grünen Zellen der Blätter aus gewissen unorganischen Stoffen des Bodens und der Luft unter Mitwirkung des Sonnenlichts sämtliche organischen Stoffe zu erzeugen, die von allen anderen chlorophyllfreien Organismen als Nahrungstoffe verwendet werden. Man nennt diesen Vorgang die Assimilation; sie liefert die Betriebskräfte für das Leben und Gedeihen der Pflanze, für Blatt- und Blütenbildung, und schließlich ist ihr das Meisten der Frucht zu danken. Mit ihr eng verknüpft ist der Vorgang, der für die hygienische Bedeutung der Pflanzen die oben erwähnte wichtige Rolle spielt, nämlich, daß von den Blättern im Sonnen- oder zerstreuten Tageslichte eine bestimmte Menge Kohlenäure aus der atmosphärischen Luft aufgenommen und dafür

eine fast gleiche Menge Sauerstoff abgegeben wird. In den Blättern wird von der Kohlenäure der Kohlenstoff mit den Bestandteilen des Wassers zur Bildung neuer organischer Stoffe — Zucker und Stärkemehl — verwendet und der Sauerstoff ausgeschieden. Dieser Prozeß ist der einzige in der ganzen Natur vor sich gehende, der Ertrag leistet für die der Atmosphäre durch die Atmung von Menschen und Tieren, durch die Verbrennung der Leucht- und Heizmaterialien, durch die Verwesung und Fäulnis abgestorbener Tier- und Pflanzenreste und durch die außerordentlich zahlreichen Oxydationsprozesse irgendwelcher Art entzogene riesige Menge Sauerstoff. Allein durch diesen Vorgang wird die annähernd gleiche Zusammensetzung der Atmosphäre erhalten, wie das für die menschliche und tierische Atmung notwendig ist.

Doch auch, noch andere auf die Beschaffenheit der Luft einflussnehmende Prozesse vermitteln die Pflanzen. Wie bei Menschen und Tieren, so finden wir auch bei den Pflanzen eine Atmung, und zwar so lange sie leben. Für die Ausatmung von Sauerstoff und Konsum von Kohlenäure ist das Licht ein ausschlaggebender Faktor; ist dieses nicht vorhanden, so kann die Zerlegung der eingeatmeten Kohlenäure nicht geschehen. Dann konsumiert die Pflanze hauptsächlich auch Sauerstoff — eine Tatsache, die die mangels Etwirkung von Pflanzen im Schlafzimmer während der Nacht auf die Zimmerluft erklärt. Fände also keine Bewegung der Luft statt, so würde man am Tage im Walde einen größeren Sauerstoffreichtum, in der Nacht einen größeren Kohlenäuregehalt in der Luft feststellen können. Die gemischten Analysen ergeben aber kaum einen Unterschied der Luft innerhalb und außerhalb des Waldes. Das erklärt sich sowohl durch die Windbewegung wie auch durch den Vorgang der Diffusion, der die Luft innerhalb der Baumkronen in ständiger Bewegung erhält und den Austausch der Waldluft mit der freier Atmosphäre fördert. Die stets vorhandenen oft nicht unbedeutlichen Temperaturunterschiede der Luft innerhalb und außerhalb des Waldes tragen ebenfalls zur Luftzirkulation sehr bedeutend bei. Schließlich ist auch die Transpiration der Baumblätter an diesen Zirkulationsbewegungen stark beteiligt; durch sie erleidet die Waldluft wesentliche Veränderungen. Nach v. Höhnels Untersuchungen scheidet allein eine kräftige Buche pro Tag etwa 60 Liter Wasser ab! Ein 115 jähriger Buchenbestand transpiriert pro Hektar täglich nicht weniger als 26 000 Liter Wasser!

Das dürfte einen der wesentlichsten Unterschiede zwischen Wald- und Freilandluft abgeben; könnte man den Wasserdampf sehen, so würde über jedem Walde eine dicke Dampf- oder Nebelwolke lagern, dichter als die Rauchwolke über großen Städten, in denen auch wegen der starken Luftzirkulation die Luft nur sehr unbedeutend kohlenäurereicher gefunden wird als auf dem Lande, obwohl ihr durch die großen Mengen atmender Menschen und Tiere, durch den Rauch der Wohnungs- und Fabrikrohrsteine usw. fortwährend große Massen Kohlenäure zugeführt werden. Der normale Gehalt an Kohlenäure in der Atmosphäre beträgt 0,3 auf 1000 Raumeinheiten. Schon wenn der Kohlenäuregehalt auf 1 bis 2 Tausendteile steigt, wie das in Schul- und Wohnzimmern vorkommt, ist die Luft verdorben, 5 bis 7 Tausendteile Kohlenäure sind schon gesundheitsgefährlich, bei 30 bis 40 Tausendteilen treten Atmungsbeschwerden und Schwindel ein und ein wenig größerer Anteil bewirkt Verlöbchen des Lichts und den Erstickenstod.

Um aber übertriebene Vorstellungen in bezug auf Sauerstoff-erzeugung der Wälder zu begegnen, ist es nötig, den Dingen mit Hilfe von Maß und Zahl nachzugehen. Prof. E. Ebermayer in München, dem wir zahlreiche und wichtige Untersuchungen zu unserem Thema verdanken, hat in seiner „Physiologischen Chemie der Pflanzen“ berechnet, daß der Wald pro Hektar in den organischen Stoffen des Holzes und der Blätter bei mittleren Erträgen in runder Zahl zirka 3000 Kilogramm Kohlenstoff ablagert, und zwar 1600 Kilogramm im Holz und 1400 Kilogramm in den Blättern. „Um diese Kohlenstoffmenge sich aneignen zu können, muß derselbe während der Vegetationszeit, d. h. in 5 Monaten = 150 Tagen, pro Hektar 11 000 Kilogramm = 5596 Kubikmeter Kohlenäure, mithin an jedem Tage 37,13 Kubikmeter aus der atmosphärischen Luft aufnehmen und zerlegen. Dafür gibt er täglich ein nahezu gleiches Volumen Sauerstoff an die Atmosphäre ab. Was bedeuten aber“, meint Prof. Ebermayer selbst, „diese 37 Kubikmeter gegenüber der gesamten Luftmenge eines Waldes, der eine Ausdehnung von einem Hektar besitzt und nur 20 Meter hoch ist! Ein solcher Wald enthält allein schon gegen 200 000 Kubikmeter Luft, die noch dazu von der äußeren Luft nicht abgeschlossen wird, sondern durch Diffusion und Winde immer wieder erneuert wird.“

Andererseits hat aber der genannte Gelehrte nachgewiesen, daß ein erwachsener Mensch durch seine Atmung in einem Jahre schon so viel Sauerstoff verbraucht, wie eine bewaldete Fläche von 3 Ar erzeugt und daß ferner die von einem einzigen Menschen ausgeatmete Kohlenäure hinreicht, um dem betreffenden Walde bei mittlerem Ertrage den zur jährlichen Holz- und Blattbildung nötigen Kohlenstoff zu liefern. Durchschnittlich jagt ein erwachsener Mensch jeden Tag 9000 Liter Luft, die 1800 Liter Sauerstoff enthalten, durch seine Lungen hindurch. Von diesem Quantum Sauerstoff verbraucht er den vierten Teil, atmet dafür aber das hundertfache Volumen Kohlenäure (4,38 Proz.) aus. Rechnet man noch die durch Kochen und Heizen mit Brennstoffen erzeugte Kohlenäure hinzu, so ergibt sich, daß sicher eine Haushaltung von vier Personen durch Atmen, Kochen und Heizen der Luft jährlich so viel Kohlenäure zuführt, wie ein Hektar Wald zur Jahresproduktion bedarf, dafür aber auch

Kleines feuilleton.

fällmlichen Sauerstoff verbraucht, welchen dieser Wald zu gleicher Zeit an die Luft abgibt". Dieses Ergebnis stimmt mit den Berechnungen anderer Forscher überein.

Da wir nun im Deutschen Reiche nach den forstlichen Erhebungen vom Jahre 1906 13 996 000 Hektar Waldbestand haben, reicht dieser noch nicht einmal hin, um den von der 60 605 188 Personen (1905) zählenden Bevölkerung verbrauchten Sauerstoff zu erzeugen. Rechnen wir aber die anderen Pflanzenbestände hinzu, so mag sich immerhin ein großer Ueberfluß an Sauerstoffproduktion ergeben. Andererseits sind noch die Tiere zu berücksichtigen. Und da eine Herde von 100 Schafen täglich weit mehr Sauerstoff verbraucht und mehr Kohlenäure abgibt, als ein Hektar Wald zu gleicher Zeit ausgleichen kann, da ferner allein unser Viehstand im Deutschen Reiche 50 000 000 Stück bereits übersteigt, so erkennt man, daß die Vegetation sicher nicht hinreicht, um alles das wieder trott zu machen, was das animalische Leben verbraucht.

Die günstigen hygienischen Eigenschaften des Waldes beruhen hauptsächlich auf der Reinheit der Luft. Nach den Untersuchungen von Serafini und Arata in Rom übt der Wald mit seinen zahlreichen Nadeln und Blättern eine filtrierende Wirkung aus, indem er dort die vom Winde herbeigetragenen Staubteilchen und Bakterien auffängt und zurückhält. Man kann Luft dadurch leicht von festen Beimengungen befreien, daß man sie durch eine mit Watte oder feuchtem Sand gefüllte Glasröhre hindurchtreibt (filtriert). Die filtrierende Wirkung des Nadelwaldes ist derselbe Vorgang im großen, nur viel gröber. Die Waldluft enthält dadurch ähnliche gute Eigenschaften, wie die See- und Gebirgsluft, sie ist fast frei von schädlichen Gasen, von Rauch, Ruß, Staub, Säuren, Mikroorganismen usw. In dieser Beziehung interessant sind die Angaben von Dr. Miquel über den Bakteriengehalt in 1 Kubikmeter Luft:

Atlantischer Ozean	0,8	Parl von Montsouris	490
Auf hohen Bergen	1,0	Rivolisträße in Paris	3480
Im Salon der Seeschiffe	60	Neue Teile von Paris	4500
Spitze des Pantheons in Paris	200	Ältere " " " " " " " " " "	36 000

Zwar ist nicht allein die Zahl der Bakterien maßgebend, sondern vornehmlich ihre Arten sind es; unter der größeren Bakterienanzahl überhaup wird sich auch eine entsprechend größere Zahl schädlicher finden.

Noch in anderer Hinsicht äußert sich die hygienische Bedeutung der Waldluft. Die Baumkronen bilden gegen die strahlende Kraft der Sonne einen recht wirksamen Schutz; sie beschatten den Boden, die Stämme und die Waldluft und bewirken auf diese Weise eine kühlere Temperatur. Die schon erwähnte starke Verdunstung, bei der bekanntlich stets Wärme verbraucht wird, wirkt in gleicher Richtung, und beide Einflüsse haben die uns so angenehme Waldkühle zur Folge. In der Nacht hingegen bringt die Schattenwirkung der Baumkronen eine wirksame Abmilderung der Wärmeausstrahlung des Waldbodens und der Waldluft zu Wege. Wir genießen also den Baumkronenschatten in zweierlei Weise, jedesmal zu unseren Gunsten. Der starke Wechsel in den Temperaturen wird sehr gemildert, und das macht sich namentlich in der heißen Jahreszeit sehr angenehm bemerkbar.

Eine nicht allzu wesentliche Bedeutung in der Waldluft hat das Ozon. Ozon ist eine besondere Form des Sauerstoffes, der sich vor dem gewöhnlichen durch stärkere chemische Wirkung auszeichnet. Er entsteht durch elektrische Entladungen und verleiht der Luft einen eigenartigen phosphorähnlichen Geruch. Seine oxydierende Kraft beschleunigt die Zersetzung etwaiger Fäulnisprodukte und begründet damit den hygienischen Wert des Ozons. Professor Ebermayer fand aber bei seinen Untersuchungen, daß die Luft innerhalb der Baumkronen und unmittelbar über denselben, dann in der nächsten Umgebung des Waldes im Mittel einen größeren Ozongehalt besitzt als im Innern desselben, wo ein Teil des Ozons durch die vertiefende Pflanzendecke verzehrt wird. In größeren Mengen trifft man Ozon überhaupt nur dort, wo reinere Luft vorhanden ist, auf dem Meere, in der Wüste, in der Nähe des Waldes, auf Gebirgen usw., während es dort, wo die Luft vielen Verunreinigungen ausgesetzt ist, durch die Oxydation (Verwesung) organischer Stoffe verbraucht wird.

In dem Gesagten findet die hygienische Bedeutung der Waldluft zweifellos eine wissenschaftliche Begründung, wenn man sich auch vor Ueberbehauptung hüten muß. Aber nicht allein diese oft ja unmittelbaren in Zahlen zu fassende Bewertung ist es, die dem Walde die allgemeine Beliebtheit sichert, es kommen auch noch andere Dinge, Imponderabilien, in Betracht. Die domartigen grünen Hallen üben durch den wunderbaren Wechsel von Licht und Schatten in ihren tausendfältigen Abstufungen eine wunderbare ästhetische Wirkung aus. Und je mehr bei dem rapiden Anwachsen der Großstädte und der Entwicklung der Industrie die Zahl derjenigen zunimmt, die gezwungen sind, unter ungünstigen hygienischen Bedingungen zu leben, desto lebhafter und allgemeiner tritt das Bedürfnis hervor, wenigstens ab und zu in gesündere und angenehmere Verhältnisse zu kommen. Die nervenzerrüttende Anruhe der Städte in Verbindung mit der rasch steigenden Arbeitsintensivität verlangt eine zeitweilige Erholung. Wer sich's leisten kann, geht in die Sommerfrische, die anderen müssen sehen, wie sie sich mit den Tatsachen abfinden. Und das bringt dann an schönen Sonntagen z. B. in Berlin jene Völlerwanderungen zustande, gegen die sich die Jüge der historischen Völlerwanderungen fast wie Ausflüge eines Pensionats ausnehmen — wenn man die Massen der auf die Beine gebrachten Menschen in Betracht zieht. —

Felix Linke.

ie. **Afrikanische Aerzte.** Die Prinzipien der modernen Heilkunde, die sich auf die Erkenntnis der Natur gründen, liegen der Denkweise der unzivilisierten Völker fern. Ihrem Gedankentkreis steht die Annahme näher, daß Krankheiten und Tod durch Gottheiten, Ahnengeister und Dämonen bewirkt werden; deshalb suchen sie bei Priestern, Zauberern und Wahrsagern ihre Zuhilfenahme, und wenn es bei ihnen Aerzte gibt, so sind auch sie Leute, die mit übernatürlichen Kräften ausgerüstet sein sollen. Bei den Negervölkern des afrikanischen Kontinents zum Beispiel ist, wie Bernhard Struck in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ erzählt, ein Arztstand vorhanden, bestehend aus Wunderdoktoren oder Fetischärzten, die mit Hülfe ihrer Fetische den bösen Geist, der die Krankheit gebracht, bannen und versöhnen. Es ist selbstverständlich, daß die Aerzte bei ihrem Heilverfahren auch von einheimischen Heilpflanzen und Giften ausgiebigen Gebrauch machen, ihr Ansehen beruht aber auf ihren angenommenen Beziehungen zu höheren Mächten. Sie müssen deshalb den Schein des Wunders stets zu wahren suchen. Aus diesem Grunde erhält die ganze Umgebung des Zauberdoktors, seine Kleidung, Wohnung und Lebensweise, etwas Phantastisch-Mystisches. Wenn er sich zu seinen Patienten begibt, so legt er grellfarbige Gewänder an, bemalt sein Gesicht, setzt einen Federbusch auf den Kopf und hängt an Schnüren und Riemen Knochenstücke und mit dem Zauberbrei gefüllte Antilopenhörnchen um den Hals. Bezahlung erhält der Arzt gewöhnlich nur dann, wenn seine Kur glückt, meistens aber fordert er allerlei Opfergaben für seinen Fetisch, die natürlich ihm selbst zugute kommen. Interessant ist die Tatsache, daß unter diesen Aerzten das Spezialistentum ausgebildet ist. Das medizinische Material ist so groß, daß ein einzelner Mensch es nicht in seinem vollen Umfange beherrschen kann. Bei den Negern soll es acht verschiedene Arten von Doktoren geben. Häufig dienen Musiker den Aerzten als Assistenten, wahrscheinlich wegen der beruhigenden Wirkung, die die Musik auszuüben vermag. Daß es auch weibliche Negerärzte gibt, ist gewiß eine zeitgemäß anmutende Erscheinung. Wer sich dem ärztlichen Berufe widmen will, muß sich einer Ausbildung unterziehen, die ein bis fünf Jahre in Anspruch nimmt. Sie erfolgt an gewissen Versammlungsorten der Medizinmänner, doch lernt man nur bei einem, da es wohl nur wenigen gelingen würde, mehr als eines großen Mannes Geist in sich aufzunehmen. Der Unterricht ist theoretisch und praktisch. Der Zögling hat das Auffuchen der Medizin in den Wäldern und Feldern zu lernen und muß sich am Krankenlager die notwendigen Zeremonien und Zauberereien aneignen. Seine Fähigkeit zur Ausübung des ärztlichen Berufes hat er in einer Prüfung nachzuweisen, die bei Gelegenheit einer Versammlung der Medizinmänner stattfindet. Fällt der Kandidat durch, so kann er die Prüfung nur einmal wiederholen. Bei seiner Approbation erhält er gewöhnlich ein Abzeichen seiner Würde, bei den Bassumbwa in Deutsch-Ostafrika z. B. eine Löwenklaue, die ihm an eine Stirnlocke gebunden wird. Wenn der neue Arzt zu seinem Stamm zurückkehrt, so muß er sich in öffentlicher Versammlung durch verblüffende Zauberkunststücke einführen, sofern er das Vertrauen seiner zukünftigen Patienten gewinnen will. —

hl. **Persische Bilder.** Die Verfassung, die in Persien nun eingeführt werden soll, wird für ihre Reformen in diesem noch vielfach auf sehr primitiver Kulturstufe stehenden Lande ein weites Feld finden. Besonders die Rechtsprechung lag bisher im Lande des Schahs sehr im Argen: Wer Geld hatte, konnte sich nach jedem Verbrechen seine Freiheit erkaufen, während die Armen um der geringfügigsten Dinge willen auf das grausamste bestraft und fürs ganze Leben geschädigt wurden. Körperverstümmelung ist eine schon bei geringen Vergehen übliche Strafe, so daß dem Fremden gar bald die vielen Krüppel, Blinden und Stenden auffallen, die ein Opfer dieser grausigen Strafordnung geworden sind. Weigert sich ein Gefangener, sein Verbrechen zu gestehen, so bringt auch den völlig Unschuldigen die Bastonade zum Reden, denn lange können die schmerzhaften Schläge der schweren Stöcke auch die härtesten Fußsohlen und die zähesten Geister nicht aushalten. Eine furchtbare Form der Hinrichtung, die erst in neuester Zeit wieder zur Einschüchterung der aufrührerischen Menge an Leuten, die nichts weiter getan hatten, als ihre Steuern nicht zu bezahlen, vollzogen wurde, besteht darin, daß die Opfer mit dem Kopf nach unten in lange Brunnenröhren gesteckt und durch allmähliches Anfüllen mit Wasser ganz langsam dem Erstickenstode anheimgegeben werden. Die furchtbarsten Martern, die nur eine extra dazu eingesezte Kommission erfinden konnte, wurden an dem Mörder des vorigen Schahs, Mellah Reza, vollzogen; nachdem er drei Monate lang durch fortgesetzte Qualen auf das äußerste gepeinigt worden war, wurde er schließlich auf dem Hauptplatz von Teheran an einem ungeheuer hohen Galgen aufgehängt, so daß der Leichnam von der ganzen Stadt aus gesehen werden konnte. Dieser grausame und wilde Geist des Volkes tut sich auch noch in den zahlreichen Selbstpeinigungen kund, die von fanatischen Menschen ausgeübt werden. Eine besonders blutige Feier solch asketischer Handlungen ist das „Muharrem“, das zur jährlichen Erinnerung an den Tod Alis und seiner beiden Söhne, der getretenen Nachfolger des Propheten, gefeiert wird. Diese grauenvolle Zeremonie findet des Nachts statt und die ungewisse blutrote Beleuchtung durch Fackeln und Feuerpfannen erhöht noch zusammen mit dem dumpfen

Lärm der Pauken und dem grellen Pfiff der Flöten das Unheimliche des Festzuges, der nach den Gräbern der beiden Söhne Alis, der Märtyrer Hassan und Hussein, wallfahrtet. Ein hysterisches Weinen und Schluchzen läßt die Körper der voranschreitenden Priester krampfhaft sich winden, dazwischen gellen laute Aufschreie der Verzückten, und das dumpfe Gebetemurmeln der Andächtigen gibt die monotone Begleitung. Voran schreiten Männer mit den reichbestickten Fahnen der Propheten, dann kommen die Würdenträger auf reich geschmückten, mit Gold und Purpur bedeckten, von Edelsteinen funkelnden Pferden, die an die mit den jungen Kalifen zusammen gemordeten Kasse erinnern soll. Ein Baldachin, der blau ausgeschlagen und tief schwarz verhangen ist, wird hinterher getragen als Symbol des Zeltes, in dem die Tat geschah, und danach schreitet ein wundervolles weißes Pferd reinster arabischer Rasse, das einen weißen Sattel und kostbare Stidereien trägt. Auf ihm sitzt ein kleiner ganz in Weiß gekleideter Knabe, dessen Kopf glatt geschoren ist und der in der Hand einen Fatagan trägt. Auf der Stirn des Kindes sitzen zwei schneeweiße Tauben, deren Flügel mit Blut getränkt sind. Unter dem Wilde dieser unschuldigen Tauben sind die reinen Seelen der Märtyrer dargestellt. Hinter diesen Symbolen schwankt, von unzähligen Fackelträgern geleitet, im wirren Haufen die Schar der Geißler, die sich zur Erinnerung an die Kalifen wollüstige Qualen bereiten. In dem roten, flackernden Schein flirren die schweren Ketten, mit denen sie sich belastet haben, schallen die heißen Schreie „Hassan! Hussein!“ in die Luft. In gewissen Abständen voneinander schleppen sie sich daher und die schweren, vielströmigen Peitschen zerfleischen unermüdlich die nackten Rücken, so daß das Blut dem Zuschauer ins Gesicht spritzt. Nach ihnen kommen die heiligen „Kazire“; die Säpüer verhüllt, in weißen, wallenden Gewändern wandeln sie in zwei langen Reihen dahin, sie führen breite Schwerter, mit denen sie sich zu Ehren des Propheten verstümmeln, so daß Blut in Strömen aus den Wunden rinnt und die weißen Kleider purpurn färbt. Eine furchtbare Erregung hat die Menge ergriffen; die schwelende Blut der Fackeln, der schwüle Geruch des Blutes und die religiöse Erregung betäuben die Sinne und treiben diesen und jenen aus der Menge an, unter die Schar der Geißler sich zu stürzen und an ihrem schrecklichen Tun teilzunehmen. Hier und da sinkt einer unter seinen eigenen Schlägen ohnmächtig oder tot zusammen und muß aus dem Zuge auf die Seite geschleppt werden. Ist die grauenvolle Feier vorbei, so lassen die Teilnehmer sich die Wohlthat eines Bades angedeihen und legen frische Kleider an. Dann findet eine Speisung statt, die auf den Bläßen verabreicht wird und über die die Märtyrer mit Heißhunger herfallen. Am folgenden Tage sind Feste und Spiele; sehr beliebt ist der Stierkampf, bei dem ein Tier nach dem anderen unter schrecklichen Qualen dem Tode überliefert wird. In allen diesen Festen nehmen die Frauen nie teil. Sie erscheinen in der Öffentlichkeit überhaupt nur in Schwarz gekleidet und tief verschleiert. In ihren Häusern dagegen tragen sie leuchtend bunte Gewänder; die Kleidung läßt die Beine bis über die Knie hinauf nackt; dafür sind die Beine über und über mit Spangen, Ringen und Bändern geschmückt. —

Theater.

Neues Theater. „Frost im Frühling.“ Drama in drei Akten von Leo Lenz. Das Stück des jungen, bisher unbekanntem Autors hat, nach dem starken Beifall und den wiederholten Hervorrufen zu urteilen, das Publikum entschieden interessiert; und die beiden ersten Akte zeigten in der Tat Blick und Spürsinn für eine gewisse Art des Bühnenmäßig Spannenden. Lenz führt Situationen herbei, bei denen man mit unwillkürlicher Neugier sich fragt, wie denn die Personen oder vielmehr ihr verantwortlicher Urheber sich aus ihnen herauswickeln werde. Allerhand geschickt verteilte Ueberraschungen, die das Verhältnis der Figuren zu einander bald so bald so verschieben, halten die Aufmerksamkeit wach. Aber wie fast immer bei solchen Stücken, in denen äußeres Arrangement den Mangel seelischer Vertiefung verdecken möchte, tritt bei der Abrechnung am Schlusse das so lange verschleierte Defizit um so peinlich-deutlicher hervor. Hier, wo die Künste des Hinhaltens nicht mehr versagen, wo das Angespinnene sich lösen und durch die Lösung sich als ein Sinnvolles, der Betrachtung Würdiges rechtfertigen soll, pfeift sich die Inhaltlosigkeit zugleich auch in dem Umschlag jener äußeren Geschicklichkeit in eine gewalttame rohe Manier der Effekthascherei zu dokumentieren. Der gefällige Schein läßt sich nicht länger aufrecht erhalten und die Verlegenheit, daß man nicht weiß, was man denn mit dem Stücke sagen wollte, wird hinter einem verwirrenden, auf Augenblicks-betäubung abzielenden Lärm zu verbergen gesucht.

Der Trupp des ersten Aktes ist der plötzliche, durch eine Duell-drohung hervorgeranbete Heiratsentschluß eines brutalen Donjuan-Affessors. Ein Fräulein aus der Gesellschaft, eine Offizierstochter, die ein freies Verhältnis mit ihm eingegangen, will ihn in leidenschaftlicher Verliebtheit zur Ehe drängen. Er setzt ihr logisch auseinander, daß ihn weder Pflicht noch eigene Neigung hierzu treibe; empört stürzt sie davon. Nach wenigen Minuten wird ihr Bruder Leutnant bei dem Herrn gemeldet, ein ausgezeichneter Pistolenjäger, der, durch anonyme Briefe aufmerksam gemacht, ohne sich auch nur die Zeit zu nehmen, mit der für ihr Tun doch schließlich allein verantwortlichen Schwester zu reden, schnurstracks

die „Schande“ an dem Verführer zu rächen eilt. Der Affessor aber steckt in dieser gefährlichen Lage rasch entschlossen die Fahne tadelloser Korrektheit auf. Er habe den Umgang der jungen Dame in loyalster Absicht aufgesucht und werde sich in den nächsten Tagen die Ehre geben, um die Hand des Fräuleins bei den Eltern anzuhalten. Die Wendung überrascht und regt Erwartungen an. So, wie das Mädchen sich vor ihrem Liebhaber bereits gedemüthigt hat, erscheint es nicht ausgeschlossen, daß sie, sich selbst mit allerhand Vorspiegelungen betragend, die Augen vor der häßlichen Wahrheit verschließend, den erzwungenen Antrag annehmen werde und daß sich so das Ganze zu einem Ausblid auf die Konflikte einer solchen Ehe weiten könne. Freilich hätte es dazu einer das Durcheinander der Gedanken und Empfindungen in seiner Abschattierung nachbildenden Darstellung bedurft! Die Energie, mit der der Autor die Erregte im zweiten Akt des Stückes das lügnerrische Gewebe zerreißen, dem feigen Freier und den Jüngen die Wahrheit ins Gesicht schreien läßt, hat eine allzu starre, geradlinige Einfachheit, um Resonanzen auszulösen. Immerhin der Bau der Szenen in dem Heim des alten abgedankten Obersten wies technisch eine kluge Abschätzung und Verknüpfung in den Momenten der Steigerung auf. Um so verworrener ging es beim Kehrtaus des letzten Aktes zu. Daß sich mit der Heldin, nachdem sie so entschieden ihre Absage herausgepufft, nichts mehr anfangen ließ, hatte sie mit einem Selbstmorde zu büßen, zu welchem Zweck sie nochmals in des Affessors Wohnung erscheinen und ihn in fragwürdiger Damengesellschaft überraschen muß. Dem Bösewicht ergeht es Gott sei Dank nicht besser. Wiederrum erscheint der Leutnant, findet die Lekten von der Schwester hingetrigelten Worte und fordert den Zusammenknüpfenden vor die Pistole. „Auf wen ich ziele, der frühstückt am nächsten Morgen nicht mehr“, hatte er im ersten Akte bereits einladend bemerkt.

Die Aufführung war sorgsam vorbereitet. Die beiden Hauptfiguren wurden von Christian und Adele Hartwig mit so viel Physiognomie, als es die Oberflächenscharakteristik des Dramas zuließ, gegeben. Durch eine natürlich-frische, heißpörnige Jugendllichkeit fiel Kaiser-Tiz in der Leutnantrolle angenehm auf. —

Humoristisches.

— Ja so! Zwei kleine Beamte treffen sich auf der Straße.

„Wie geht's?“

„Wie soll's gehen, schlecht, sehr schlecht! Bei den vielen Steuern weiß man nicht mehr aus und ein! Sogar meine liebe Zigarette hat mir der Stengel und Konsorten vererbt; der Teufel hole diese ganze Bande —“

„Um Gottes willen! Schreien Sie doch nicht so! Sie reden sich ja um Kopf und Kragen!“

„Aber lieber Kollege, lassen Sie mich doch aussprechen: Der Teufel hole diese ganze Vanderolensteuer! Was dachten Sie denn?“ —

— Reflexion. Hochstapler: Den ganzen Heirats-schwindel werde ich nächstens an den Nagel hängen; man steht immer mit einem Fuß im Ehestand und mit dem andern im Zuchthaus. — („Lustige Blätter“.)

Notizen.

— „Bühnen Weihnachtsbaum“ ist der Titel eines Melodrams, zu dem Gustav Falke den Text und Engelbert Humperdinck die Musik gemacht hat. —

— Der Deutsche Dorfbund Sohrens hat ein schriftstellerisches Talent entdeckt und will es zu Ehren bringen: einen fünfzigjährigen Landmann Namens Heinrich Raumann in Ranzhausen (Hessen). —

— Mit Erfolg aufgeführt: „Das Land der Jugend“, Komödie von Hanns Wauer (Johannes David und Müller-Rastatt) im alten Stadttheater zu Köln; im Münchener Volkstheater: „Um Seinetwillen“, Schauspiel von Selma Erdmann-Jesniher. —

— Zur Aufführung im Lustspielhaus angenommen: „Das Friedensdorf“ von Reuling; „Perthas Hochzeit“ von Max Bernstein; „Susarenfieber“ von Kadelburg und Richard Skowronel. —

— Gegen die „Rachtkritik“ tritt Bourhier, der Direktor des Garridtheaters in London, auf. Er erklärte, er könne erst nach der ersten Spielwoche eines neuen Stückes der Presse Karten zur Verfügung stellen, denn es sei für Publikum, Schauspieler und Kritik besser, wenn die heute übliche Heijagd der Aktualität aufhöre. Stimmt; aber 's wird nichts nügen. —

— Es starben: der Porträtmaler Ludwig Fleischmann in München; der Landschaftsmaler Eugenio Signous in Pallenza (Italien). —

— Eine Herbstblumen-Ausstellung veranstaltet der Verein zur Beförderung des Gartenbanes am 6. September im Landesausstellungspark. —

— Die jährliche Steinkohlenproduktion auf der ganzen Erde beträgt gegen 580 Millionen Tonnen. Um dieses Quantum in Eisenbahnwaggons von je 20 Tonnen Tragkraft fortzuschaffen, würde ein Zug von einer Länge erforderlich sein, die etwa achtmal den Äquator umspannt. —